

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 11 (1907)

Artikel: Aus den Zeiten der Basler Revolution von 1798
Autor: E.Z
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-587760>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Anna gesprochen und diese hätte ihn gebeten, Herrn Holm zu grüßen.

„Ich kann Sie auch von der kleinen Silberschale grüßen,“ fügte er foppend hinzu; denn er kannte Herrn Holms Verlangen, diesen kleinen Schatz zu besitzen, sehr genau. „Ja Gott, schön ist sie ja und selten, sie sollte nur mir gehören! Wenn ich die Schale besäße und Sie kämen zu mir und sagten: „Seien Sie so gut, Christian Hansen, hier haben Sie fünfundsiebzig Reichstaler, wollen Sie mir die Schale verkaufen?“ da würde ich ganz aufrichtig sagen: „Wie beliebt? Hundert sagten Sie, Herr Holm? Bitte, weil Sie es sind, sollen Sie sie für hundertzwanzig Taler haben!“ Ja, bei dem Handel sollten wir bald einig sein! Das sollte ganz glatt und geläufig gehen!“

Karsten Holm stieß unwillkürlich einen tiefen Seufzer aus. „Hören Sie,“ sagte Christian und gab Holm einen kleinen Puff mit dem Ellbogen, „wissen Sie was, Herr Holm, darüber brauchen Sie gar nicht zu seufzen! Denn sehen Sie, die ganze Geschichte ist ja im Grunde genommen ganz einfach! Sie können ja die Silberschale umsonst bekommen und der Nähtisch als Mitgift obendrein, wenn Sie selber nur wollen!“

„Was meinen Sie damit?“ fragte Karsten Holm äußerst verärgert.

„Was ich meine?“ versetzte Christian und kniff das eine Auge schelmisch zu. „Verheiraten Sie sich mit Tante Anna, verheiraten Sie sich mit ihr, sage ich Ihnen; dann bekommen Sie die silberne Schale und den Nähtisch und die Weckeruhr und die Nähmaschine und die ganze Wohnung gratis auf einmal und Tante Anna obendrein! Und sie ist weit mehr wert als der ganze Krampe! Das ist nun meine aufrichtige Meinung von ihr.“

Karsten Holm fuhr zusammen und wurde ganz rot im Kopfe.

„Ich will Ihnen nur sagen, Christian Hansen,“ sagte er in ganz ernstem und bestimmtem Tone, „ich finde es verlegend für Fräulein Anna, in folchem Zusammenhang erwähnt zu werden; dazu ist sie zu gut! Ich habe nie daran gedacht, mich zu verheiraten, und denke auch jetzt nicht daran. Aber wenn ich daran dächte, so würde ich mir jedenfalls nicht einbilden, ich brauchte mich nur mit einer Frau verheiraten zu wollen, um sofort ihr Jawort zu bekommen. Es gehören zwei zu einer Ehe, Christian Hansen, und es ist nicht genug, daß der eine will, wenn der andere nicht will. Fräulein Anna würde sich gewiß herzlich dafür bedanken, sich mit mir zu verheiraten. Ich begreife gar nicht, wie Sie auf die törichte und unmögliche Idee kommen, sie könne sich mit mir verheiraten wollen! Sie wissen ja gar nicht, ob sie mich überhaupt leiden kann!“

„Ob sie Sie leiden kann?“ fragte Christian und machte ein nachdenkliches Gesicht. „Sagen Sie mal, Herr Holm, erinnern Sie sich an den Tag im Sommer, als wir alle zusammen eine Landpartie machten und zu Mittag verlorene Schildkröte aßen?“

„Ja,“ versetzte Holm ganz verwundert und völlig außerstande, zu begreifen, wo der andere mit dieser puzigen Frage hinauswollte, „ja, daran erinnere ich mich ganz genau; aber was soll das?“

„Na, erinnern Sie sich vielleicht auch, daß Tante Anna zu Ihnen sagte, verlorene Schildkröte sei ihr größtes Leidgericht hier auf der Welt, und erinnern Sie sich, wie Sophie und ich über sie lachten, weil sie sagte, sie liebe, jawohl, sie liebe verlorene Schildkröte!“

(Schluß folgt).

Vom langen Winter 1906/07.

Mit zwei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

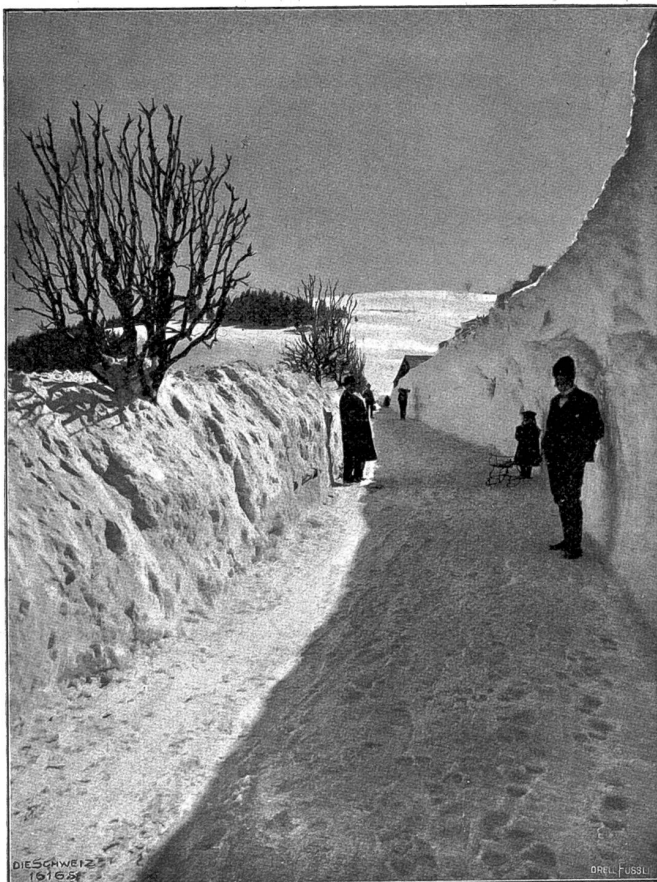
Der diesjährige Winter, der mit zu den strengsten Regenten seiner Art zählt, hat sich zu seinem Abschlusse noch einen guten Abgang gesichert. Die letzten Schneefälle zu Ende des Februars haben an manchen Orten eine Schneemenge ergeben, wie sich die lebende Generation einer solchen nicht erinnern kann. Und eigentümlicherweise ist dieser ungewohnte Segen weniger in den hochgelegenen Gebieten des Landes niedergegangen als vielmehr in den Vorbergen, wie im Appenzellerlande und im Gebiete des Emmentals sowie auch in den Schwyzer Bergen. Die Straßenbahn von St. Gallen nach Speicher-Trogen hatte mehrere böse Tage; von Vögelnsegg

weg lagen die Schneemassen so hoch, daß die Wagen nicht über die ausgeschaukelte Bahn hinausragten, und weiter hinten bei Trogen lagen die Massen stellenweise sogar noch höher. Unsere Bilder veranschaulichen zwei Stellen der Straße von Trogen nach Appenzell, auf welcher der Schnee vier bis sechs Meter hoch lag und den Kindern gestattete, ganze Höhlenwohnungen und Gänge auszugraben. Uebrigens soll im Gebiete des Napf im Emmental die Schneehöhe sogar die schier unglaubliche Mächtigkeit von acht Metern erreicht haben. Wenn demnach die alten Bauernregeln über die schneereichen Winter zutreffen, verspricht das laufende Jahr ein sehr segnetes zu werden! A. K.

Aus den Zeiten der Basler Revolution von 1798.

Die Basler, die im großen und ganzen an unserer politischen Geschichte mehr zahlenden als leitenden Anteil genommen und nehmen, sie haben eigentlich unsere Entwicklung zur modernen Schweiz eingeleitet. Sie haben das Präludium gespielt. Und wenn sie das ohne ihre heutigen Erzieher aus dem Osten fertig gebracht, so ist es eine sehr starke Suggestion von anderer Seite, von Frankreich, von Paris her gewesen, was sie dazu vermocht hat. Sonst hätte es ihnen, die immer über derlei Ehrgeiz gestanden haben, vielleicht auch in diesem einzigen Fall nicht einmal so sehr vertriebt, diese Führung unserer Schweizergeschichte zu ergreifen.

Ausnehmend glücklich hat Basel sein altherwürdiges Kapital und seine altherwürdige, so sehr eigene Kultur ins moderne Jahrhundert hinüber zu retten gewußt. Wieviel von beiden hat doch an andern Orten dran glauben müssen, als unsere westlichen Nachbarn in ihrem Bankerott auf den Gedanken verfielen, ihr junges Glück als Exportartikel zu verwerten, und



Vom langen Winter 1906/07. An der Poststraße von Trogen nach Appenzell.

mit ihren Heuschreckenschwärmen von zubringlichen Commis voyageurs in Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit über die Grenzen und über die Völker kamen, alles Vorhandene in vandalischer Ordnungsliebe aus dem Feld zu räumen! Da drängen sich so interessante Fragen auf.

Gaben sie darum soviel zeitiger nachgegeben, weil in Basel mehr zu verlieren war? Fanden diese Herren von Alt-Basel ihre Bedeutung weniger in ihrer politischen Herrschaft als in ihrem davon ziemlich unabhängig erwachsenen Besitz an feiner, von Politik unabhängiger Kultur und ihrer wirtschaftlichen Größe? War es, daß, durch die Engherzigkeit des einen Milieus provoziert und produziert, in Basel immer eine freiere, wenn nicht radikal gesinnte Opposition im Kreis der Herrschenden selbst lebte, deren Augenblick nun gekommen?

Wenn man so ein gebiegenes altes Basler Quartier durchgeht, so überkommt einen vor der vornehm verhaltenen Behaglichkeit dieser Fassaden ein Hauch von jahrhundertlang nie gestörtem Frieden. Man kann auch etwa in ein neues Haus kommen und drinnen wieder in Menschen und Dingen den alten Stadtgeist und seine Kultur finden. Man kommt schlechtweg nicht zum Gefühl, die alte Altstadt sei einmal, jemals revolutioniert worden. „Revolution“, das klingt so wild und ungeschlacht! Und ungeschlacht ist man hier nie gewesen und wild höchstens zum Vergnügen, an der Fastnacht.

Eine Revolution ist es doch gewesen. So human sie verlaufen ist, die Umwälzung von 1798 ist für die nächsten Väterteiligen just aufrege genug gewesen: wie wir sie heute au vis verfolgen können, lieft sie sich spannend genug. Die Dinge vollziehen sich in scharfem Drängen und unter Wetterleuchten nah und fern.

Zu diesem Interesse tritt nun das spezielle an dem unheimlichen Peter Ochs, dem Inaugurator der ganzen Katastrophe unserer altzeitgenössischen Herrlichkeit, dem intriganten Vaterlandsbefreier.

Wenn wir nun sagen, daß uns die Dokumente, die im Druck vor uns liegen, in die Korrespondenz dieses Mannes mit seinem Schwager und andern und das Tagebuch seines Schwagers, wie sie in diesen entscheidenden Tagen geführt wurden, einweihet, so ist die hervorragende Bedeutung der Publikation gewertet, wird diese jeder begierig willkommen heißen.

„Aus den Zeiten der Basler Revolution von 1798“ lautet der Titel, unter dem die Urkunden vereinigt sind, „Briefe und Tagebuchblätter zweier baslerischer Staatsmänner, aus dem Familienarchiv herausgegeben von G. Schumberger-Bischer, mit den Porträts von Oberstzunftmeister Peter Ochs und dem Ratsherrn Peter Bischer“ (Verlag von Huber & Co. in Frauenfeld). Die Ausstattung ist einer Veröffentlichung aus dem Blauen Hause angemessen.

Liebhabern der Physiognomik werden die zwei Porträts wieder einmal Freude machen. Man wird selten ein Gesicht finden, in dem sich soviel Geist und Intelligenz mit soviel zu bössartig reizbarer Eitelkeit gesteigertem Selbstbewußtsein vereinigt. Und das wird wohl der ganze Mann sein. Ein superfeiner, aber nicht feiner Kopf. Kein plebejischer Pfiffikus, beileibe nicht. Man sieht, aus gutem Hause, ein vornehmer Herr, aber kein vornehmer Mann. Ein feiner Kopf, aber kein feines Gesicht. Dazu selbst jenes «Je ne sais quoi», zu dem die Geburt viel ausmacht, selbst bei weniger bedeutenden Menschen, aber nicht alles. So gesehen nach der hier vorliegenden Wiedergabe, die den Eindruck des Treffenden, Zuverlässigen macht. You never can tell. — Daneben halte man nun das Bildnis seines Schwagers Peter Bischer! Weniger glänzend, ist der doch der edlere. Ein steifnackiger, um alles Rechte besorgter Ehrenmann, so ehrenhaft, daß man ihm gleich ansieht, daß er auch den Schwager dafür hält. Das ist das Schönste und rein menschlich Interessanteste an dieser Korrespondenz, der Kontrast zwischen diesen beiden Männern. Man wird dann gerne noch beifügen, daß über der Lektüre etwas von der wackelhaften Ehrenhaftigkeit des einen auf den andern abfällt. Wenn ein Zeugnis für den spricht, so ist es hier. Man meint den wackern Bischer zu sehen, ihn zu hören, wie er in bitterem Ernst seine Ratsgenossen zum Verständnis für die Gefährlichkeit der Lage, für die dringende Notwendigkeit freiwilligen Ver-

zichts zu befehlen sucht, wie er sich abquält, mit Schimpf und Hohn und Haß zurückgestoßen. Ein Martyrium ist es, bis er es endlich mit seinen Freunden zum Ende führt. Es ist allerhöchste Zeit; denn hinter ihm drängen die Stürmer, denen er viel zu bedächtig vorgeht. Aber man sieht eben auch hier wieder, wieviel Böses ein einziger Mann, der das öffentliche Vertrauen unbedingt besitzt, in kritischen Zeiten verhindern kann.

Was nun Peter Ochs' Gedächtnis anbelangt, so werden die vorliegenden Blätter kaum viel daran ändern. Die Kleinigkeit, um die wir unter Bild von ihm modifizieren würden, möchte aber eher zur Entlastung dienen. Er selbst muß es ja am besten gewußt haben, wie es mit seiner Sauberkeit gestanden, und er ist zugegebenerweise mit schlechtem Gewissen davongegangen. Aber man kann annehmen, daß ihm in Paris, wo es noch gescheiterte Köpfe gab, der seine gehörig verdreht worden ist, daß er mehr Werkzeug gewesen, als er in seiner Eitelkeit entfernt gahnt, und daß er von dem Umfang des Unheils, das er in sein weiteres Vaterland hat heraufzuführen helfen; doch nicht den vollen Begriff gehabt hat. Er glaubte an die Möglichkeit einer friedlichen Entwicklung der Dinge; es schien ihm nicht im Traum einzufallen, daß seinen französischen Freunden durchaus nicht damit geholfen gewesen, wenn die Schweizer ohne ihre wohlwollende Mitwirkung untereinander fertig geworden wären und ihr Haus ganz selbst zu ordnen vermocht hätten.

Sehr vernünftig und bis zu einem gewissen Grade annehmbar lieft sich ein Gang der Dinge, wie er ihn in einem Brief an seine Mitbürger vorzeichnet: «Quand la majorité des divisions de la Suisse se sera révolutionnée, leurs divers gouvernements provisoires se déclareront République helvétique une et indivisible. Ils inviteront la minorité à se réunir à eux et ils attendront que l'exemple, le temps et surtout le besoin ramène cette minorité dans le sein de leur commune patrie; ensuite ils établiront pour principe que la forme du Gouvernement général et particulier sera une démocratie représentative, que tous les droits régaliens appartenants à des Corps ou à des particuliers sont abolis, que les dimes et rentes foncières seront rachetables dans dix ans ou plutôt, etc.»

«Se sera révolutionnée» — Wie, hat er vorher erklärt, nämlich wenn immer möglich durch ihre eigenen Leiter, nötigenfalls aber — eben mit französischer Hilfe, die sich dann bescheiden und für das Zutrauen dankend wieder zu verziehen gehabt hätte, um der eben dargelegten natürlichen friedlichen Entwicklung freien Raum zu geben.

Schade, daß man um den immer dominierenden Eindruck nicht herumkommt, dem Licht, das man in der Vaterstadt nicht hatte leuchten lassen wollen, sei es mehr ums Leuchten als um die Vaterstadt zu tun gewesen, ums Leuchten um jeden Preis, brenne mit was wolle. Dabei wird es doch bleiben: hätte dieser begabte Mann sich nicht von seiner verletzten Eitelkeit, sondern von wirklich reiner Sorge um das Wohl seiner Heimat beherrschen und leiten lassen, ihn hätte nicht jene Blindheit geschlagen, wegen deren ihn die Geschichte mit dem Namen eines Vaterlandsverrätters anklagt.

Jedenfalls wird man nicht ihn allein richten dürfen. Die beengende Kleinheit der Verhältnisse, die allezeit die Kehrseite der Medaille der tüchtigen kleinen Schweiz gewesen, sie mag damals und von solchen Geistern noch drückender empfunden worden sein; er war eine Kosmopolitenatur, wie jenes Jahrhundert so viele gesehen. Ihn vermochte die Schweiz von damals nicht zu begeistern, jene Schweiz, die auch ohne sein bedenkliches Dazutun untergegangen wäre. Er ist nur ein Werkzeug des Geschicks, das sich nicht aufhalten ließ.

Das Blaue Haus, aus dem diese Briefe und Blätter stammen, hat an der Zeit der großen Wende 1814 wieder lebhaften Anteil genommen. Leider sind die Aufzeichnungen seiner Tochter aus diesen Tagen, als es kaiserliches Hoflager sah, ein kostbares und charmantes Buch, unseres Wissens nicht in die Deffenlichkeit des Buchhandels gelangt. Umso dankbarer sind wir für diese Mitteilung, die uns in menschlich wie politisch-historisch gleich bedeutsamer Weise mit einem folgen-schweren Moment unserer Vergangenheit näher vertraut macht.

E. Z.

Frühling.

Im violetten Röckchen
Die zierlich kleinen Glöckchen
Läuten den Frühling ein.

Die Primeln leuchten golden,
Und große weiße Dolden
Glänzen im Sonnenschein.

Das klinget hell wie Reigen,
Und liebe Stimmen neigen
Sich kosennd her zu mir:

„Wach auf aus Winterträumen!
Wenn alle Säfte schäumen,
Was bleibt es tot in dir?“

Ch. Baeschlin, Basel.

